

Achtes Kapitel.

Ernsten Sinnes, aber nicht mehr in tränenreicher Stimmung, hatte Adalgoth seinem jungen Weibe den Entschluß des Königs und den letzten Ausweg aus Knechtschaft und Schmach mitgeteilt. Er erwartete einen Ausbruch des Schmerzes, wie er selbst ihn kaum niedergekämpft.

Aber zu seinem Staunen blieb Gotho unerschüttert.

„Ich habe das längst vorausgesehen, mein Adalgoth.

Das ist kein Unglück —: ein Unglück ist nur, im Leben verlieren, was man liebt. Ich habe höchstes Erdenglück erreicht. Ich ward dein Weib. Ob ich das nun zehn Jahre bleibe oder zwanzig oder ein halbes kaum: — das ändert nichts. So sterben wir zusammen, an einem Tag, wohl in einer Stunde. Denn König Teja wird nicht verbieten, wenn du in der letzten Schlacht dein Teil getan und, vielleicht verwundet, nicht weiter kämpfen kannst, daß du hierher zurückkehrst und mich auf den Arm nimmst — wie oft daheim auf dem Jffinger — und mit mir in die Tiefe springst. O mein Adalgoth,“ rief sie, ihn heftig umarmend, „wie glücklich waren wir! Wir wollen's verdienen durch mutigen Tod, ohne feiges Jammern. Der Baltensproß soll nicht sagen,“ lächelte sie, „das Hirtenkind habe nicht Schritt halten können mit seiner Seele.

Mir steigt die Großheit unserer Berge mächtig im Gemüt empor.

Der Ohm Jffa hat mich beim Scheiden gemahnt, der freien Bergluft zu gedenken, der strengen, hehren Zucht der stolzen Höhen, wann uns das Leben in den niedern, engen Goldgemächern zu klein und dumpf auf den Seelen lasten würde. Das hat uns nicht bedroht. Aber auch nun, da es galt, die Seele emporzureißen zu diesem Todesentschluß aus zagem, weichem Schmerz — der mich auch wohl beschleichen wollte — auch um die stolze Kraft zum stolzen Tod zu finden, hat mich das Bild der Heimatberge stark gemacht: ‚schäme dich‘,

sprach ich still zu mir, ‚schäme dich, Tochter der Berge! Was würden der Jffinger und der Wolfshaupt und alle die steinernen Heldenriesen sagen, sähen sie das Hirtenkind verzagen? Sei deiner Berge wert und deines Baltenshelden.“ Und stolz und selig drückte Adalgoth das junge Weib an die Brust. —

Hinter dem Zelt des Herzogs erhob sich die niedre Laubhütte, in welcher Wachis und Liuta hausten; diese, die von Gotho den drohenden Ausgang vernommen, hatte ihrem wackern Mann (der kopfschüttelnd an seinem, von langobardischen Wurfspfeilen bei der letzten Schluchtwache übel zugerichteten Schilde flüchte, stopfte und hämmerte und manchmal zu pfeifen versuchte, um das Ringen mit dem Schluchzen zu verbergen) sehr ernsthaft zureden müssen, ihn zu der gleichen Entfagung zu steigern.

„Ich glaube nicht,“ sagte der Schlichte, „daß das der liebe Himmels Herr mit ansehen kann. Ich bin von denen, die niemals gern sagen: ‚jetzt ist alles aus.‘ Die Stolzen, die das Haupt so hoch tragen, wie König Teja und Herzog Adalgoth, die rennen freilich immer und überall an die Balken des Schicksals. Aber wir kleinen Leute, die wir uns fügen und ducken können, wir finden leicht noch ein Mausloch oder eine Mauerlücke zu enttrinnen. Es ist doch gar zu niederträchtig! elend! grausam! hundsöttisch!“ — und jedes Wort begleitete ein stärkerer Hammerschlag — „ich will's nicht glauben vom lieben Gott! — daß hier in die Tausende von braven Weibern und hübschen Mädchen und lallenden Kindern und von grauen Greisen in das höllische Feuer! dieses verfluchten! Zauberberges! springen sollen, als wär's ein lustig Somwendfeuer, und als kämen sie drüben heil und gesund wieder heraus. Verbrennen hätt' ich dich auch in dem Haus bei Fäsula schon lassen können. Und nun sollst nicht nur du verbrennen —: auch unser kommend Kind, das ich jetzt schon ‚Witichis‘ vorbenannt habe.“

„Oder: — ‚Kauthgundis!‘“ fügte errötend Liuta leise

bei, sich an ihres Mannes Schulter schmiegend und sein Hämmer hemmend. „Laß dich diesen Namen mahnen, Wachis. Denk' an Rauthgundis, die Herrin! War sie nicht tausendmal herrlicher als Liuta, die Flachsmagd? Und würde sie sich besinnen, sich weigern, zu sterben an einem Tag zusammen mit ihrem Volk?“

„Recht hast du, Weib!“ rief Wachis, mit einem letzten grimmen Hammerschlag, daß die Funken stoben. „Weißt, ich bin von Bauernart —: wir wollen durchaus nicht gerne sterben! Aber fällt der Himmel ein, schlägt er auch alle Bauern tot. Und vorher — hassa! hau' ich noch manchen Hieb! Das wäre auch Herrn Witichis und Frau Rauthgundis recht! Ihnen zu Ehren — ja, du hast recht, Liuta, — wollen wir tapfer leben —: und geht's denn wirklich gar, gar nicht anders —: tapfer sterben.“

Neuntes Kapitel.

Freudig erstaunt kehrten alsbald von Narses die beiden Tribunen Licinius und Julianus zurück in das Zelt des Präfecten. „Abermals hast du gestegt, o Cethegus!“ rief Licinius. „Du hast recht behalten, Präfect von Rom,“ sprach Salbius Julianus. „Ich begreife es nicht: — aber Narses überläßt dir wirklich Rom.“ „Ah,“ frohlockte Piso, der mit eingetreten war, „Cethegus, das ist dein altes, cäsarisches Glück. Neu steigt dein Stern, der sich seit dieses unheimlichen Kranken Auftreten geneigt zu haben schien. Mir ist, auch sein Geist hat manchmal epileptische Anfälle. Denn, bei gesundem Geist, dich, ohne Widerstand, nach Rom zu lassen, — nein: quem deus vult perdere dementat! Nun wird Quintus Piso wieder auf dem Forum wandeln und an den Läden der Buchhändler nachsehen, ob die Goten fleißig seine »epistolae ad amabilissimum, carissimum pastorem Adalgotum et ejus pedum« (Briefe

an den höchst liebenswürdigen und geliebten Hirtenknaben Adalgot und seinen Knüttel) gekauft haben.“

„So hast du in der Verbannung gedichtet, wie Ovidius?“ lächelte Cethegus.

„Ja,“ meinte Piso, „die sechsfüßigen Verse kamen leichter, seitdem sie nicht mehr die Goten, die um einen Fuß länger sind, zu scheuen hatten. Unter dem Lärm gotischer Gelage war auch im Frieden schon nicht gut dichten gewesen.“

„Darüber hat er drollige Verse gemacht mit gotischen Wörtern dazwischen gemengt,“ warf Salbius Julianus ein. „Wie fingen sie nur noch an: »Inter hails gothicum skapja —?«

„Versündige dich nicht an meinen Worten. Falsch zitieren darf man das Unsterbliche nicht.“

„Nun, wie lauten die Verse?“ frug Cethegus.

„Folgendermaßen,“ sprach Piso.

»De conviviis barbarorum.

Inter: »hails Gothicum! skapja matjan jah drinkan!«

Non audet quisquam dignos educere versus:

Calliope madido trepidat se jungere Baccho,

Ne pedibus non stet ebria Musa suis.«

(Über die Gelage der Barbaren.)

(Unter dem Gotischen: „Heil! schafft Essen und Trinken den Goten!“ Kann kein vernünftiger Mensch ein erträgliches Verslein ersinnen: Vor dem Bacchus im Rausch bebt bang die verschüchterte Muse, Und dem benebelten Vers ach! versagen die taumelnden Füße.)

„Schauerhafte Poesie,“ meinte Salbius Julianus.

„Wer weiß,“ lachte Piso, „ob der Durst der Goten nicht unsterblich wird durch diese Verse.“

„Aber meldet nun genauer: was hat Narses geantwortet?“

„Er hörte uns erst sehr ungläubig zu,“ sprach Licinius.

„Freiwillig,“ fragte er mißtrauisch, „sollten sich die vorsichtigen Römer wieder isaurische Besatzung erbitten und den Präfecten, dem sie so viel Hunger und unfreiwillige Tapferkeit verdanken?“

Ich aber erwiderte: er unterschätze wohl der Römer Römertum. Und es sei deine Sache, ob du dich getäuscht: ließen uns die Römer nicht freiwillig ein, so seien siebentausend Mann doch gewiß zu schwach, die Stadt zu stürmen. Das schien ihm einzuleuchten. Er verlangte nur das Versprechen, daß wir, wenn nicht freiwillig eingelassen, nicht Gewalt versuchen, sondern dann sofort hierher zurückkehren würden.“

„Das glaubten wir in deinem Namen versprechen zu dürfen,“ ergänzte Julianus.

„Ihr durftet,“ lächelte Cethegus.

„Gut,“ sagte Narses, „von mir aus steht nichts im Wege, wenn euch die Römer aufnehmen. Und — so völlig harmlos ist er,“ fuhr Licinius fort, — „daß er auch deine Person nicht als Geißel behalten zu wollen schien, denn er fragte: wann will der Präfekt aufbrechen? Er setzte also voraus: du führtest selber deine Haurier nach Rom! Und auch dawider hat er nichts! Er war sichtlich erstaunt, als ich entgegnete: du zöggest vor, hier den Untergang der Goten mit anzusehen.“

„Nun, wo ist er denn, dieser schreckliche Narses, der überlegene Staatsmann? Auch mein Freund Prokop hat ihn arg überschätzt, als er ihn mir einmal ‚den größten Mann der Zeit‘ nannte.“

„Der größte Mann der Zeit heißt: — — anders!“ rief Licinius.

„Prokop natürlich muß seines Belisars überlegenem Feinde die Palme zuerkennen vor allen Erdensohnen. Aber diesen plumpsten Schnitzer des ‚größten Mannes‘, mich freiwillig nach Rom zu lassen, sollte man fast benutzen,“ fuhr Cethegus nachsinnend fort. „Die Götter könnten zürnen, wenn wir solche Mirakel der Verblendung, die sie für uns vollbringen, nicht nützen. Ich ändere meinen Entschluß: — mich zieht es nach dem Kapitol: — ich gehe mit euch nach Rom. Syphax, wir brechen auf, sogleich — saddle mein Roß.“

Da gab Syphax seinem Herrn einen warnenden Wink.

„Verlaßt mich, Tribunen,“ sprach Cethegus. „Gleich ruf ich euch wieder.“

„D Herr,“ rief Syphax eifrig, als beide allein waren, „nur heute gehe noch nicht. Sende jene voraus. Morgen früh angle ich zwei große Geheimnisse aus der See. Ich sprach heute schon, unter seinem Boote durchtauchend, jenen Fischer. Er ist kein Fischer. Er ist ein Sklave, ein Brieffklave Prokops.“

„Was sagst du?“ rief Cethegus rasch und leise.

„Wir konnten nur wenige Worte flüstern. Die Langbärte standen am Ufer, mich beobachtend. Sieben Briefe Prokops, offen und heimlich geschickt, haben dich nicht erreicht. Drum wählte er diesen klugen Boten. Heute in dieser Nacht fischt er bei Fackellicht auf Thunfische. Dabei wird er mir den Brief Prokops geben. Er hatte ihn heute nicht bei sich. Und morgen früh, — heute hemmte die Krankheit — morgen badet Narses wieder im Meereschlamm. Ich habe nun einen Versteck im Schilf gefunden, prächtig nahe: — und ich kann pfeifen, wie die Otter, falls sie wirklich Blasen aufsteigen sehen sollten aus dem Wasser. Ich sah die kaiserliche Post mit dicken Felleisen ankommen: Basiliskos nahm sie in Empfang. Warte nur noch bis morgen früh: gewiß verhandelt Narses morgen mit ihm und Alboin die neuesten Geheimnisse aus Byzanz. Oder laß mich allein zurück . . . —“

„Nein, das würde dich als Späher sofort kennzeichnen. Du bist mehr wert als zehnfach dein Gewicht in Gold, Syphax. Ich bleibe bis morgen noch,“ rief er den wieder Eintretenden entgegen.

„D Feldherr, komm mit uns,“ bat Licinius. „Fort aus der erdrückenden Nähe dieses Narses,“ mahnte Julianus.

Aber Cethegus fürchte die hohe Stirn. „Überragt er mich noch immer in euren Augen? Der Tor, der Cethegus aus seinem langobarden-bewachten Lager nach Rom entläßt, den hecht aus seinem Netz zurück ins Wasser wirft! Allzusehr doch hat er euch eingeschüchtert! Morgen abend folg’ ich euch. Ich

habe hier noch ein Geschäft, das nur ich verrichten kann. Rom ohne Widerstand besetzen, das könnt ihr auch ohne mich. Ich hole euch aber gewiß unterwegs schon bei Terracina ein. Wenn nicht, rückt ruhig in Rom ein: du, Licinius, wahrst mir das Kapitol."

Mit leuchtenden Augen erwiderte Licinius: „Hoch ehrtst du mich, mein Feldherr! Mit meinem Herzblut steh' ich dir dafür ein. Darf ich eine Bitte wagen?“ — „Nun?“ — „Setze dich nicht wieder so tollkühn dem Speerwurf des Gotenkönigs aus! Vorgestern warf er zwei Speere zugleich gegen dich: mit der Linken und mit der Rechten. Wenn ich nicht mit dem Schilde den aus der linken Hand gefangen . . .“

„Dann, mein Licinius, hätte ihn der Jupiter des Kapitols von mir hinweggeblasen. Denn er braucht mich noch! Aber du meinst es treu.“

„Laß Roma,“ mahnte Licinius, „nicht verwitwen!“

Cethegus blickte ihn mit seinem unwiderstehlich gewinnenden Blick ehrender Liebe an. Und fuhr fort:

„Salvius Julianus, du besetzt das Grabmal Hadrians: du, Piso, den Rest der Stadt am linken Tiberufer: zumal die Porta latina; durch diese folge ich euch. Narses allein öffnet ihr so wenig, wie weiland Belisar allein. Lebt wohl; grüßt mir mein Rom. Sagt ihm: der letzte Kampf um seinen Besitz, der zwischen Narses und Cethegus, habe mit des Cethegus Sieg geendet. Auf Wiedersehn in Rom! Roma eterna!“

»Roma eterna!« wiederholten begeistert die Tribunen und eilten hinaus.

„Oh, warum ist dieser Licinius nicht Manlius Sohn!“ sagte Cethegus, den Jünglingen nachblickend, „Torheit des Herzens! was bist du so zäh! Licinius, du sollst mir als mein Erbe Julius ersetzen! Oh, wärst du doch selber mein Julius!“

Zehntes Kapitel.

Die Abreise des Präfecten nach Rom verzögerte sich um mehrere Tage. Narses zwar, der ihn zur Tafel zog, hielt ihn nicht zurück: er äußerte sogar sein Befremden, daß es den „Beherrscher des Kapitols“ nicht mächtiger an den Tiberstrom zurückziehe. „Freilich,“ lächelte er, „ich kann verstehen: du hast diese Barbaren so lang in deinem Italien herrschen und siegen sehen, daß es dich verlangen mag, sie nun auch in deinem Italien fallen zu sehen. Aber ich kann nicht sagen, wie lange das noch anstehen wird. Zu stürmen ist jene Schlucht nicht, solange sie Männer wie dieser König decken. Schon mehr als tausend meiner Langobarden, Alamannen, Burgunden, Heruler, Franken und Gepiden fielen vor dem Paß.“

„Schick doch,“ warf Alboin verdrießlich ein, „auch einmal deine tapfern Romäer gegen die Goten. Die Heruler Bulkaris und Wilmuth sind, kaum hier eingetroffen, von König Tejas Beil gefallen: der Gepide Asbad von Adalgoths, des Knaben, Speer: mein Vetter Gisulf liegt schwertwund von des Herzogs Guntharis Streich: den Frankengrafen Butilin hat Wisand, der Bandalarius, mit der Bannerspitze erstochen: dem Burgunden Gernot hat der alte Waffenmeister mit seinem Steinbeil das Hirn gesegnet: den Alamannen Liuthari hat Graf Grippa, meinen Schildträger Klaffo ein gemeinfreier Gote erschlagen. Und um jeden dieser unsterlichen Helden liegen zu Duzenden ihre Gefolgen. Und wenn gestern um Mitternacht nicht der Lavabloß, auf dem ich stand, höchst verständigerweise gerade in dem Augenblick nach unten gerutscht wäre, als König Teja, der im Finstern sieht, seine fürchterliche Lanze warf, so war Rosamunde heute nicht mehr die schönste Frau, sondern die schönste Witwe im Langobardenreich. So kam ich mit häßlichen Schründen davon, die einst der Heldensang nicht preisen wird, die mir aber viel lieber sind als König Tejas bester Speer im Bauch. — Aber ich meine: nun ist die Reihe an an-

dern Helden: laß doch auch deine Makedonen und Illyrier dran. Wir haben's diesen jetzt oft genug vorgemacht, wie man vor jenem Nadelöhr stirbt."

"Nein, Wölflin. Diamant schneidet Diamant!" lächelte Narses. „Immer Germanen gegen Germanen: es sind euer allzubiele in der Welt."

"Auch von den Isauriern — das heißt von den meinen! — scheinst du diese väterliche Meinung zu hegen, Magister militum," sagte Cethegus: „kurz vor ihrem Aufbruch nach Rom hast du meine Isaurier zum Massensturm auf jene Schlucht befohlen —: der erste Massensturm, den du geboten: — siebenhundert von meinen siebentausend sind liegen geblieben auf jenen Felsen, und Sandil, mein durch so viele Kämpfe erprobter Söldnerhauptide, fand zuletzt doch auch dieses schwarzen Teja Schlachtheil zu scharf für seine Sturmhaube. Schade! Er war mir wert."

"Nun, der Rest ist dir ja nun in deinem Rom geborgen. Jene Goten aber treibt nichts aus ihrem letzten Loch als Feuer. Wenn die Erde mir zuliebe doch auch einmal zucken wollte, wie zugunsten Belisars in Ravenna." —

"Noch immer keine Kunde von dem Ausgang des Prozesses Belisars?" forschte lauernd Cethegus. „Neulich kamen Briefe aus Byzanz, nicht?"

"Ich habe sie noch nicht alle gelesen. — — Oder, wenn nicht Feuer: — der Hunger. Und wann sie dann zum letzten Kampf ausbrechen, hörte wohl mancher lieber den Ganges als den Draco rauschen. — Nicht du, Präsekt! ich weiß, du kannst dem Lode kühn ins Auge sehn."

"Ich will die Dinge hier noch etwas abwarten. Es ist schlecht Reisewetter. Es stürmt und regnet ja unablässig. An dem ersten oder zweiten warmen Sonnentag breche ich auf nach Rom."

Das war es.

Das Wetter war in der Nacht des Abzugs der Isaurier

plötzlich umgeschlagen. Der Fischer, der in einem Dorfe bei Stabiä seine Behausung hatte, konnte sich nicht auf das Meer wagen: weniger des Sturmes als der Langobarden wegen, die ihn längst mißtrauisch beobachtet und schon einmal gefangen genommen hatten; erst als sein alter Vater herbeieilte und durch Zeugen dartat, daß Agnellus wirklich sein, des alten Fischers, Sohn sei, ließen sie ihn zögernd wieder los. Aber er konnte nicht wagen, scheinbar zu fischen, wann kein Fischer sonst Nege warf: und nur weit draußen in dem Wasser vermochte Sypbar, der ebenfalls stets umspäht war, mit ihm zusammenzukommen.

Die Ausgänge aller Lager, auch des jetzt halbleeren von Cethegus — nur dreitausend Thraker und Perfer hatte Narses in der Isaurier verlassene Zelte gelegt — bewachten Tag und Nacht die Langobarden.

Und auch das Meerschlammbad mußte Narses auf sonnigere Tage verschieben. Diese Geheimnisse aber, d. h. Prokops Brief und die Badegespräche des Narses, wollte Cethegus noch erwarten.

Elftes Kapitel.

Des Präsekten altes Glück schien auch das Wetter nach seinen Wünschen rasch zu ändern.

Prachtvoll leuchtete am Morgen nach der letzten Unterredung mit Narses die Sonne auf den blauschimmernden Golf von Baji: und Hunderte von Fischerbooten eilten hinaus, die günstige Witterung zu nutzen.

Sypbar war mit dem ersten Morgengrauen, nachdem er seinen Platz auf der Schwelle des Zeldes seines Herrn den vier allein zurückgebliebenen Isauriern überwiesen, verschwunden.

Als Cethegus das Morgenbad im Nebenzelt vollendet hatte und zum Frühstück in sein Hauptzelt zurückkehrte, hörte er Sypbar laut lärmend durch die Lagergassen schreien. „Nein!“ rief er, „diesen Fisch dem Präsekten! Ich habe ihn bar be-

zahlt. Der große Narses wird doch nicht andre Leute Fische essen wollen.“ Und mit diesen Worten riß er sich los von Alboin und einigen Langobarden sowie von einem Sklaven des Narses.

Cethegus blieb stehen: er erkannte den Sklaven: es war der Koch des meist kranken und immer sehr mäßigen Mannes, der fast nur für des Narses Gäste sich zu mühen hatte.

„Herr,“ sprach der feingebildete Grieche, sich entschuldigend, in seiner Muttersprache, zu dem Präfekten: „nicht mich schilt um diese Ungebühr. Was liegt mir an einer Meeräsche! Aber diese langbärtigen Barbaren zwangen mich, um jeden Preis den Fischkorb für Narses in Anspruch zu nehmen, den dein Sklave aus der See zurückbringen würde.“

Ein zwischen Cyphar und Cethegus gewechselter Blick genügte.

Die Langobarden hatten das Griechische nicht verstanden.

Cethegus gab Cyphar einen Schlag auf die Wange und rief auf lateinisch: „Unnützer, frecher Sklave, kannst du denn niemals Sitte lernen? Soll nicht der kranke Feldherr das Beste haben?“ Und unsanft entriß er den Korb dem Mauren und reichte ihn dem Sklaven: „Hier der Korb. Mögen die Fische Narses munden.“ Der Sklave, der die Gabe deutlich genug abgelehnt zu haben glaubte, nahm den Korb kopfschüttelnd.

„Was bedeutet das?“ sagte er im Abgehn lateinisch.

„Das bedeutet,“ antwortete, ihm folgend, Alboin, „daß der beste Fisch nicht in dem Korbe geborgen ist, sondern anderswo.“

Im Zelte angelangt, griff Cyphar eifrig in seinen Gürtel von Krokodilhaut, der, wasserdicht, ein Bündel von Papyrusrollen barg, und reichte sie rasch seinem Herrn.

„Du blutest, Cyphar?“

„Nur wenig! Die Langbärte stellten sich, da sie mich im Wasser schwimmen sahen, als hielten sie mich für einen Delphin, und schossen mit ihren Pfeilen um die Wette auf mich.“

„Pfege dich — ein Solidus für jeden Tropfen deines Blutes: — der Brief ist goldes- und blutestwert, wie es scheint. Pflege dich! Und die Jaurier sollen niemand einlassen.“

Und nun allein im Zelt hob der Präfekt an zu lesen: seine Züge verfinsterten sich: tiefer, immer tiefer ward die Mittelfurche der gewaltigen Stirn, immer fester und herber schlossen sich die Lippen.

„An Cornelius Cethegus Cäsarius, den gewesenen Präfekten und gewesenen Freund zum letztenmal Prokopius von Cäsarea.“

Das ist das traurigste Schreibgeschäft, zu welchem ich je meine ehemalige und meine jetzige Schreibhand gebraucht. Und ich gäbe gern auch diese meine Linke, wie für Belisar meine Rechte, dahin, müßte ich diesen Brief nicht schreiben.

Den Absagebrief, den Aufkündigungsbrief unserer bald dreißigjährigen Freundschaft!

An zwei Helden hatte ich geglaubt in dieser heldenlosen Zeit: an den Schwerthelden Belisar, an den Geisteshelden Cethegus. Den letzten muß ich fortan hassen, fast verachten . . . —“

Der Leser warf den Brief auf den Lectus, darauf er lag: dann nahm er ihn mit gefurchten Brauen wieder auf und las weiter: „Nun fehlte nur noch, daß Belisar der Verräter wirklich gewesen wäre, als den du ihn darstellen wolltest.“

Aber Belisars Unschuld ist so leuchtend aufgedeckt worden wie deine schwarze Falschheit. Längst ward mir unheimlich bei deinen krummen Pfaden, auf welchen du auch mich ein gut Stück mitgeführt. Aber ich glaubte an dein selbstlos hohes Ziel: Italiens Befreiung. Nun aber durchschaue ich, als deine letzte Triebfeder, die maßlose, schrankenlose, scheulose Herrschsucht. Ein Ziel, eine Leidenschaft, die solche Mittel brauchen, sie sind entweiht für immer. Du hast den tapfersten Mann mit der treuen Kindesseele verderben wollen durch sein eignes, eben gebessertes Weib, deiner schändlichen Freundin Theodora

und deiner eignen Herrschgier zum Opfer. Das ist teuflisch: und für immer wend' ich mich von dir."

Cethegus drückte die Augen zusammen.

„Es darf mich nicht wundern“ — sprach er dann vor sich hin. „Auch er hat seinen Abgott: Belisar! Wer dem klugen Manne den antastet, der ist ihm so greulich wie dem Christen, wer in dem Kreuz nur ein Stück Holz erblickt. Es darf mich also nicht wundern —: aber es schmerzt!

Das ist die Macht dreißigjähriger Gewohnheit.

Solang hüpfte etwas wärmer da unterm Harnisch bei dem Klang des Namens: ‚Prokopius‘.

Wie schwach doch die Gewohnheit macht! Julius nahm mir der Gote: — Prokop nahm mir Belisar: — wer wird mir den Cethegus nehmen, meinen ältesten, letzten Freund? Niemand: auch Narses nicht: und nicht das Schicksal. Hinweg mit dir, Prokopius, aus meinem Lebenskreise. Du bist tot. Fast zu weinerlich, jedenfalls zu lang, ward die Grabrede, die ich dir gehalten. Was spricht er weiter, der Verstorbene?“

„Ich aber schreibe dir dies, weil ich die lange Freundschaft, die du mit tückischem Angriff auf mein Sternbild Belisar geschlossen, meinerseits schließen will mit einem letzten Liebeszeichen: ich will dich warnen und retten, bist anders du zu warnen und zu retten.

Sieben meiner früheren Briefe haben dich offenbar nicht erreicht —: sonst weiltest du nicht mehr in des Narses Lager, wie dessen Kriegsberichte melden.

So vertraue ich diesen achten meinem klugen Agnellus an, einem Fischersohn aus Stabiä, wo ihr ja nun lagert: ich schenke ihm die Freiheit und lege ihm diesen Brief als letzten Auftrag ans Herz. Denn, obwohl ich dich nur hassen sollte —: noch immer lieb' ich dich, Cethegus —: man kann — weiß nicht warum, aber man kann nicht von dir lassen! —: und gern möcht' ich dich retten.

Als ich, bald nach deiner Abreise, nach Byzanz kam — schon

unfertwegs hatte mich wie ein Donnerschlag die Kunde von Belisars Verhaftung (in einer Verschwörung wider Justinian!) erreicht — glaubte ich zuerst, du müßtest getäuscht worden sein wie der Kaiser.

Vergebens bemühte ich mich um Gehör bei dem Imperator: er wütete gegen alle Namen, die mit Belisar durch Freundschaft verknüpft waren. Vergebens versuchte ich, mit allen Mitteln, zu Antonina zu dringen: vortrefflich wurde sie — dank deinen Weisungen! — bewacht im roten Hause. Vergebens bewies ich Tribonian die Unmöglichkeit einer Verratschuld Belisars: er zuckte die Achseln und sprach: ‚Begreifen kann ich's nicht! Aber die Überführung ist schlagend: dies unsinnige Ableugnen der Besuche des Anicius! Er ist verloren!‘

Und verloren war er.

Gefällt war der Spruch: Belisar zum Tode verurteilt, Antonina zur Verbannung. Des Kaisers Gnade hatte das in Blendung, Verbannung, fern von dem Exil Antoninas, und Vermögenseinziehung verwandelt.

Furchtbar lag dieses Wort auf Byzanz.

Niemand glaubte an seine Schuld: ausgenommen der Kaiser und die Richter. — Aber niemand vermochte seine Unschuld zu beweisen, sein Schicksal zu wenden. Ich war entschlossen, mit ihm zu gehen: der Einarmige mit dem Blinden. Da hat ihn — und gesegnet soll er dafür sein! — gerettet: — sein großer Feind Narses, den ich dir schon einmal den größten Mann des Jahrhunderts genannt habe.“

„Natürlich,“ grollte Cethegus, „nun vollends ist er auch der Edelste.“

„Aus den Bädern von Nikomedia, wo der Kranke weilte, war er, als ihn die Nachricht traf, sofort nach Byzanz geeilt. Er ließ mich rufen und sprach: ‚Du weißt es: meine Wonne war' es, Belisar in offner Feldschlacht gründlich zu schlagen. Aber so elend soll nicht, durch Lügen, untergehn, wer des Nar-

ses großer Feind gewesen. Komm mit mir: du: sein erster Freund, ich: sein erster Feind —: wir beide zusammen wollen ihn retten, den törichtesten Mann des Ungestüms.“

Zwölftes Kapitel.

„Und er verlangte Audienz beim Kaiser, die der Gegner Belisars sofort erhielt. Da sprach er zu Justinian:

„Es ist unmöglich, daß Belisar ein Verräter. Seine blinde Treue gegen deinen Undank ist ja sein einziger Fehler.“

Aber Justinian blieb taub.

Narses jedoch legte seinen Feldherrnstab vor dem Kaiser nieder und sprach: „Wohlan: entweder du vernichtest den Spruch der Richter und bewilligst Neuaufnahme des Verfahrrens: oder du verlierst an einem Tage deine beiden Feldherren. Denn an dem gleichen Tage mit Belisar geht Narses in Verbannung. Dann siehe zu, wer deinen Thron behütet vor Goten, Persern und Sarazenen.“

Und der Kaiser schwankte und verlangte drei Tage Bedenkzeit: und inzwischen sollte Narses das Recht haben, mit mir die Akten einzusehen, Antonina und alle Angeschuldigten zu sprechen.

Bald erfah ich aus den Akten, daß der schlimmste Beweis wider Belisar — denn jene Zusage auf der Wachstafel, die man bei Photius gefunden, hoffte ich hinwegdeuten zu können — der geheime nächtliche Verkehr des Anicius in seinem Hause war, den Belisar, Antonina, Anicius selbst wider allen Verstand hartnäckig leugneten.

Als ich Antonina, die verzweifelte, allein sprach, sagte ich ihr: „dieser Verkehr und dies euer Lügen wird sein Verderben.“ „Wohlan,“ rief sie leuchtenden Auges, „dann bin nur ich verloren, und Belisar ist gerettet. Belisar wußte wirklich nichts von jenen Besuchen: denn Anicius kam nicht zu ihm: er kam zu mir. Alle Welt soll es wissen —: auch Belisar —: er soll

mich töten —: aber gerettet sein.“ Und sie gab mir eine Sammlung von Briefen des Anicius, die freilich, wenn dem Kaiser vorgelegt, alles erklären, aber auch — die Kaiserin furchtbar anklagen mußten.

Und wie fest stand Theodora bei Justinian!

Ich eilte mit den Briefen zu Narses. Dieser las und sprach: „Wohlan: jetzt gilt es nicht nur Belisars, jetzt gilt es unser aller Untergang: — oder den Fall der schönen Teufelin. Es gilt auf Tod und Leben! Komm erst noch mal zu Antonina.“ Und mit Antonina, von Wachen begleitet, eilten wir zu dem im Kerker langsam genesenden Anicius.“ —

Cethegus stampfte mit dem Fuß. —

„Und dann wir alle vier zu Justinian. Die hochherzige Sünderin gestand, auf den Knien vor dem Kaiser, den nächtlichen Verkehr mit Anicius, der aber nur bezweckt habe, den Jüngling aus den Schlingen der Kaiserin zu lösen —: sie gab ihm des Anicius Briefe, die von der Verföhlerin, von ihren namenlosen Künsten, von dem geheimen Gang in ihr Gemach, von der drehbaren Justinianusstatue sprachen.

Furchtbar loderte der arme Gatte empor: er wollte uns alle wegen Majestätsbeleidigung, wegen maßloser Verleumdung auf dem Fleck verhaften lassen. Narses aber sprach: „Tu' das —: morgen! Heute abend aber, wenn die Kaiserin schläft, laß dich von Anicius und mir durch den drehbaren Justinianus in das Gemach deiner Gemahlin führen, ergreife ihre Briefe, stelle sie Anicius und Antonina gegenüber: laß die alte Heze Galatea foltern: — und gib acht, ob du nicht viel mehr erfährst, als dir lieb sein wird zu hören. Und haben wir uns getäuscht, so strafe uns morgen wie du willst.“

Der drehbare Justinianus! — das war so handgreiflich: die Beteuerung des Anicius, diese Geheimforste oft durchschritten zu haben, so herausfordernd: — man konnte dergleichen doch kaum lügen. Justinianus nahm unsern Vorschlag an.